Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 9

Artikel: Auf der Teufelskanzel
Autor: Eichenberger, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573684

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf der Teufelskanzel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **J. Eichenberger.**

Wieder umfängst du mich mit deinen grünen Schatten, du alter Föhrenwald und hauchst mich an mit deinem würzigen Atem. Ihr hohen, braunen Stämme schaut mich an mit euren bärtigen Gesichtern und ich kenne euch alle noch recht wohl; hab' sogar die Namen nicht vergessen, auf die ich einst selber euch taufte. Ihr da auf dem kleinen Hügel seid die drei Eidgenossen, denn ihr steht gerade so stramm da und seht so ehrwürdig drein, wie die drei Eidgenossen auf dem Kalender. Und du dort mit dem mächtigen grauen Barte und den derben Knorren unter der grünen Krone bist der Moses; gleich daneben steht der schöne, schlanke ägyptische Joseph. Ja auch der arme, invalide Orgelmann, den der Blitz zum Krüppel gemacht, lebt noch; und du dort drüben, — na ich weiß just nicht mehr weshalb, — aber du heißest Robinson Crusoe.

Doch was schaut ihr mich denn alle so wehmütig an? Selbst du dort mit dem schnackischen Buckel und der sonst stets so humoristischen Physiognomie ziehst heute gar so ein trübseliges Gesicht, und dem glattstämmigen Jüngling an deiner Seite rinnen gar die hellen Zähren herunter. Hm, hm, was mag wohl eure hundertjährigen Herzen bedrücken? Ich sollte doch meinen, die wären aus solidem Stoffe.

Ach so; nun versteh ich euch. Ja gelt, eure Kollegen da weiter unten am Hange, die haben bereits dran glauben müssen. Man hat ihnen die mächtigen Wurzeln unbarmherzig abgehackt, und ihr habt sie krachend fallen hören, und jedesmal durchrieselte euch ein kalter Schauer von der Wurzel bis zum Wipfel. Dann hat man sie gemartert, geschunden und davongeschleppt, wer weiß, wohin? Nun ahnt ihr, es möchte über kurz oder lang euch selber nicht besser ergehn. Jetzt steht ihr noch so gesund und stark da; aber vielleicht schon im nächsten Winter kommen eure Schlächter und bald macht man aus euch Häuser, Jahrmarktbuden, Festhütten, Telegraphenstangen, Eisenbahnwagen, Särge. Ja möglicherweise werden eure Leiber zu Brei zermalmt und man bereitet daraus schnödes Papier. Aber das verspreche ich euch, meine alten Freunde, fällt jemals ein Blatt davon in meine Hände, dann schreibe ich eure Geschichte darauf. Ich werde die Tragik eures Geschickes so rührend ausmalen, daß es eine Art hat. Das Blatt trage ich dann in den jungen Föhrenschlag, der an der Stelle aufgesprossen ist, wo ihr einst gestanden und überlasse es dem Spiel der Winde, und bald geht dann ein leises Singen und Sagen durch den jungen Föhrenwald von eurem Lieben und Hassen, Hoffen und Fürchten und von eurem bittern Martertod; also daß euer Ruhm fortleben wird unter späten Enkeln, wenn ihr selber längst schon zu Makulatur geworden seid. — — —

Ich trete hinaus auf die schattige Waldwiese, in deren Heimlichkeit ich als Junge so manch beschauliches Stündchen verträumte. Eine Hasenfamilie thut sich gütlich an dem jungen Klee, welcher nach der zweiten Mahd wieder frisch und zart hervorgesprossen. Papa Lampe spitzt schon die Ohren und macht das Männchen. Excusez, madame, monsieur nebst Familie. Bitte, lassen Sie sich in Ihrem Schmause nicht stören; ich bin ja kein Flintenmann. Erlauben Sie, daß ich mich auch ein wenig ins Gras lege und mich ein Weilchen mit Ihnen unterhalte. Na so ergreift doch nicht gleich das Hasenpanier! He, he! — Adieu, fort sind sie, hinter dem Erlenhag. Dummer Lampe, kannst nicht 'mal einen harmlosen Ferienbummler von einem Flintenmann und einen unschuldigen Spazierstock von einem Feuerrohr unterscheiden.

Nun aber geht's steiler hinan den hohen, steinigen Abhang, und zugleich hat es mit dem Schatten ein Ende. Denn da gibt's nur noch Haselstauden, Weiß- und Schwarzdorngebüsch, Himbeergestrüpp, wilden Hollunder, dessen scharlachrote Fruchtdolden weithin leuchten; auch hie und da eine schlanke, weißstämmige Birke, dazwischen massenhaft rötlichblühendes Heidekraut; alles übergossen von den warmen, leuchtenden Farben des Frühherbstes. Wahrlich, ihr bescheidenen Proletarier des Waldes, so gefällt ihr mir schier noch besser als die behäbige Bourgeoisie, die Tannen, Fichten und Föhren oder die stolzen Eichen, die Aristokraten des Forstes.

Während ich langsam den steinigen Pfad hinansteige, atme ich mit Behagen den würzigen Duft der sonnenbestrahlten Walderde ein und nasche gelegentlich von den Brombeeren, die so einladend unter dem dunkelgrünen Blattwerk hervorleuchten wie schelmische Mädchenaugen.

Noch eine kurze Windung des Weges und ich befinde mich an meinem Ziele, auf der Teufelskanzel. Da ist ein mächtiger überhängender Sandsteinfelsen, unter welchem eine hohe Fluh bis fast ins Thal hinunter senkrecht abfällt. Es müßte hübsch sein, einmal von dieser Kanzel zu predigen und gewaltige Donnerworte hinabzuschleudern auf das sonntäglich stille Dörfchen, dessen niedere Häuser dort um die Kirche herumkauern wie Küchlein um die Henne. Freilich, die Stimme eines brüllenden Löwen gehörte schon dazu, um von unten her vernommen zu werden. Drum ist's eben die Teufelskanzel. Manche Sage und Spukgeschichte knüpft sich an diesen Ort. So sei damals, als es noch Hexen gab, die Teufelskanzel der Versammlungsort dieser gemeingefährlichen Individuen gewesen. Zur Zeit der Frohnfasten hätten sich die Hexen rings aus den Gauen nächtlicherweile hier zusammengefunden. Auf den Wipfeln der alten Föhren hockend, sollen sie gar andächtig der Predigt ihres Herrn und Meisters gelauscht haben, der ihnen von seiner Kanzel herab seine arglistigen Ratschläge und Verhaltungsmaßregeln erteilte. Später zur Franzosenzeit, da die Hexen allbereits durch Feuer und Schwert ausgerottet und der alte Spuk am Erlöschen war, habe sich ein junges Mädchen unten aus dem Dorf auf der Teufelskanzel das Leben genommen. Nachdem ihr der Bräutigam von den Franzosen erschossen und sie selbst von ihnen gewaltsam entehrt worden war, stürzte sie sich aus Verzweiflung von der Teufelskanzel hinunter. Von da an sei der Spuk wieder ärger geworden denn je, geradezu unerträglich, so daß sich die fürsorgerlichen Dorfbehörden veranlaßt sahen, ernstlich einzuschreiten. Man ließ aus einem fernen Kloster Kapuziner kommen, welche die Spukgeister bannen sollten. Die Paters hielten den Fall für bedenklich und erklärten, der Spuk sei nur dadurch zu verscheuchen, daß man auf der Teufelskanzel ein geweihtes Kruzifix aus Stein aufrichte, was denn auch geschah. Und siehe, das Mittel be-

währte sich, vom Spuk ward nichts mehr verspürt. Das steinerne Kreuz aber steht noch heute auf der Teufelskanzel und ist weit herum in der Gegend sichtbar.

Zwar gehört die Teufelskanzel noch nicht zu jenen Wanderzielen für Sonntagsbummler; dafür ist sie noch zu weit von der Eisenbahn entfernt. Aber was nicht ist, kann werden. Ich sehe sie schon kommen, die Zeit, da eines schönen Tages die Teufelskanzel entdeckt und ausposaunt wird als ein „Aussichtspunkt ersten Ranges", wo man die freie, blühende Gottesnatur mit Hügeln und Bergen ꝛc nebst ausgezeichnet reiner Luft im Ueberfluß genießen kann. Dann werden sie kommen am lieben Sonntag Nachmittag, aus Stadt und Land: Liebespärchen, ehrbare Handwerksmeister, Fabrikaufseher, wohlgenährte kleinere Rentiers mit ihren Ehewirtinnen, auch strengblickende Pensionatslehrerinnen. Keuchend und schwitzend werden sie zur Teufelskanzel heraufgepilgert kommen und oben wird Blechmusik gemacht, Bier verzapft; Limonade und Selterswasser wird in Strömen fließen. Man hört französisch parlieren und englisch spuken und der Spuk wird weit toller sein, als zur Zeit, da noch die Hexen auf der Teufelskanzel ihren Sabbat feierten. An Stelle des steinernen Kreuzes aber wird sich dann ein eisernes Gerüste erheben, ein Eiffelturm en miniature.

Gottlob ist's noch nicht so weit, und ich kann mich noch gemächlich und unbehelligt zu Füßen einer alten, krüppelhaften Föhre niederlassen, die mir eine ihrer Wurzeln als bequeme Ruhebank darbietet.

Zarter Duft umschleiert die fernen Berge; vom Thal herauf tönen die Viehglocken. Da und dort steigt von einem Weidefeuer eine schwache Rauchsäule zum blauen Himmel.

Seltsam! Immer näher klingt das Schellengetön und die Matten schweben langsam herauf zu mir. Auf einmal entdecke ich mich mitten in einem grünen Wiesengrund bei einem Weidefeuer, emsig beschäftigt, Kartoffeln in den glühenden Kohlen zu braten. Und auf der Matte grast unsere alte Kuh, der Falch. Jetzt trottet die alte Schachtel noch gar in den Kohlacker hinein. Schon hat sie ein paar Kohlköpfe niedergetreten. Wie ich sie hinausjagen will, erhebt sie ganz ruhig den Kopf, schaut mich groß und dumm an und spricht mit kauendem Maule: „Laß mich, du kleiner Fant; ich will auch einmal den Kohl versuchen." Ich lange ihr eins mit meiner Geißel zwischen die Beine. Da rennt sie gesenkten Kopfes auf mich los; nimmt mich auf ihre langen Hörner und wirft mich in die Höhe.

Mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles fahre ich hoch hinauf in die Luft und wie ich mich im Fluge recht umsehe, gewahre ich, daß ich nicht allein bin, sondern mit einem alten Weibe auf einem Besen reite. In schwindelnder, blauer Höhe läßt meine unheimliche Begleiterin, die unser Fahrzeug lenkt, dasselbe einige weite Kreise beschreiben, gleich dem Weih, der nach Beute späht. Tief unten erblicke ich, etwa in der Größe eines Maulwurfshaufens den Felsen der Teufelskanzel. Auf diesen steuern wir los. In sausender Schnelligkeit fliegen wir jetzt hinunter; schaudernd schließe ich die Augen, bis ein unsanfter Ruck mir anzeigt, daß ich wieder feste Erde unter mir habe.

In diesem Augenblick erwache ich und merke, daß ich im Schlafe von meinem Sitz herunter gekollert bin. Oder wie, träume ich denn noch? Oder sind die alten Spukgeister der Teufelskanzel wieder los und treiben ihr Spiel mit mir? Die Alte, mit der ich durch die Luft geflogen, kniet sie nicht dort vor dem Kruzifix, das graue Haupt tief herabgebeugt, einen Rosenkranz zwischen den dürren Fingern? Ihr tiefgebräuntes Antlitz ist von tausend Furchen über und über durchzogen. Jetzt wirft sie einen kurzen Blick zu mir herüber, und ich schaue in ein wohlbekanntes, tiefdunkles Augenpaar von noch fast jugendlicher Klarheit. Ist's möglich, die Kräuterfrau! Lebt denn die noch, oder ist's ihr ruheloser Geist, der auf der Teufelskanzel spuken muß?

Mein erstes Begegnen mit diesem seltsamen Wesen ist eine meiner ältesten Jugenderinnerungen. Ich meine, ich trug damals die ersten Höschen. Darin lief ich eines Tages meiner Mutter davon und verirrte mich im Walde. Ich lief und lief mit schwerklopfendem Herzen. Immer einsamer und unheimlicher wurde es um mich. Die hohen Stämme schauten mich so stumm und seltsam an mit ihren bärtigen Gesichtern. Es war so beängstigend stille, und doch wieder schien sich's ringsum geheimnisvoll zu regen. Ein unsäglich banges Gefühl des Verlassenseins begann mir das Herz zusammen zu pressen; ich kam mir vor wie in eine endlose Einöde entrückt, verlassen und verloren unter diesen starren, fühllosen Stämmen, deren Reihen sich unabsehbar hindehnten. Todmüde ließ ich mich endlich ins grüne Moos nieder und weinte und schrie verzweiflungsvoll nach Vater und Mutter. Mitunter hielt ich wieder lauschend inne und wenn ich dann das Echo meiner kläglichen Rufe zu mir zurückhallen hörte, so glaubte ich, die alten Föhren verhöhnten mich. Ein Eichhörnchen guckte mich hinter einem Stamm hervor mit klugen Aeuglein neugierig an. Gespenstisch leise huschte es auf und nieder, verschwand und kam an einer andern Stelle wieder zum Vorschein.

Plötzlich stand, wie aus der Erde hervorgewachsen, eine Gestalt vor mir, so alt, grau und seltsam verwittert, wie ich noch kein menschliches Wesen gesehen, und sah mich aus großen, dunklen Augen durchdringend an. Das mußte wohl die Zauberin dieses unheimlichen Waldes sein, die nun kam, um mich in ein Eichhörnchen, einen Hasen oder in irgend ein anderes Waldtier zu verwandeln. Dergleichen Geschichten hatte ich meine Großmutter schon oft mit Vergnügen erzählen hören. Nun schien es gar, als sollte ich selber der Held einer solchen werden; und dabei war mir gar nicht sonderlich wohl zu Mute.

Mit ungewöhnlich tiefer, doch nicht unangenehmer Stimme fragte mich die Alte: „Woher kommst du denn, du kleiner Mann?"

„Von daheim," antwortete ich zitternd.

„Ja, wo bist du denn daheim?"

„He, daheim, bei der Mutter und beim Vater."

Da glaubte ich ein leises Lächeln über ihr runzeliges Antlitz huschen zu sehen. Jetzt stellte sie den Tragkorb, der an ihrem Rücken hing, nieder und lud mich darein. Zusammengeduckt, wie ein gefangenes Vögelein, kauerte ich in der Hotte und harrte in banger Erwartung der Dinge, die nun über mich kommen sollten. Schweigend schritt die Alte mit mir davon, und es ging nicht sehr lange, so kamen wir aus dem finstern Walde heraus und befanden uns an einer mit Unterholz und Gebüsch bewachsenen Halde. Während des Hinuntersteigens bückte sie sich zuweilen, brach eine mit reifen Früchten behangene Himbeerstaude ab und reichte mir dieselbe über die Schulter. Doch ich wagte nicht, von den Beeren zu essen, aus Furcht, davon verzaubert zu werden.

Aber wie groß war meine Freude, als ich auf einmal unser liebes Dorf wieder erblickte und die Mutter, die indessen vor Angst um mich schier vergangen war, uns entgegengesprungen kam und nicht übel Lust zeigte, die alte Kräuterfrau, die mich gebracht, zu umarmen und abzuküssen!

Von diesem Tag an sah ich die Alte noch hie und da. So oft sie bei uns einkehrte, wurde sie von der Mutter gar herzlich aufgenommen und aufs beste bewirtet. Doch konnte dies nur ziemlich selten geschehen. Denn die Kräuterfrau, so wurde das Weib genannt, war ein gar seltsames Wesen. Unstät und flüchtig durchirrte sie jahraus, jahrein die Bergwälder unserer Gegend, Baldrian-, Enzian- und Turmentilwurzeln grabend und allerhand Kräuter sammelnd. Wenn sie in der Nähe der Dörfer sich blicken ließ, so war dies ein seltenes Ereignis und wurde von den Landleuten als schlimmes Wetterzeichen gedeutet. Nur an den einsamsten Orten des Waldes konnte man sie etwa mit der Hotte am Rücken plötzlich auftauchen und scheu vorübereilen sehen. Auch uns gegenüber blieb sie stets sehr zurückhaltend und wortkarg; und wenn wir sie zur Seltenheit einmal, etwa bei allzuschlimmer Witterung beherbergten, so ließ sie sich niemals länger aufhalten, als sie unbedingt genötigt war. Stellte sie sich abends in der Dämmerung ein, so half sie noch etwa der Mutter in ihren Küchengeschäften, setzte sich dann still und bescheiden ein halbes Stündchen in die Ofenecke, sagte hierauf gute Nacht und legte sich schlafen. Am Morgen, wenn wir aufstanden, war sie meistens schon auf und davon.

Wohl forschte ich später auch nach den Schicksalen und nähern Verhältnissen dieses seltsamen Wesens, doch erhielt ich nur spärliche Auskunft. Ich erfuhr bloß, daß sie aus einem fremden Lande stamme, katholisch und wohl schon sehr alt sei. Man sprach überhaupt mit einer gewissen zurückhaltenden Scheu von ihr, als hielte man sie für ein Ueberbleibsel jener tollen, besenstielreitenden Gesellschaft, die vor Zeiten auf der Teufelskanzel spukte Später kam ich von Hause fort und hätte die Kräuterfrau, wenn ich ihrer überhaupt noch gedacht, längst für tot gehalten. Und nun muß sie mir heute auf der Teufelskanzel begegnen. — — —

Jetzt erhebt sie sich von den Knieen und will sich schweigend

entfernen. Da trete ich auf sie zu, rede sie an und gebe mich ihr zu erkennen, und ihr faltiges Antlitz erhellt sich wie vom Widerschein einer freundlichen Erinnerung. „So," sagt sie, „Sie sind der Sohn der Müllermariann, den ich einst im Walde aufgelesen? Wahrhaftig, ich hätte Sie nimmer erkannt. Willkommen!" Hier reicht sie mir ihre braune, harte Hand. „'s war eine liebe Frau, Ihre Mutter, Gott hab' sie selig! Ich habe ihr die besten Kräuter und Wurzeln gebracht und doch hat sie so früh sterben müssen. O ja, eine liebe Frau war's und Sie gleichen ihr so sehr, wie von ihr geschnitten."

Die Alte wird zutraulich und gesprächig, wie ich sie noch nie sah, und wir plaudern eine Weile von meiner verstorbenen Mutter. Da nehme ich die Gelegenheit wahr, um behutsam nach ihren früheren Erlebnissen zu forschen.

„Sehen Sie," spricht sie, „niemand hier zu Lande weiß, wer ich bin und woher ich kam, denn diejenigen, die es einst wissen mochten, hüteten sich wohl, es zu sagen und sind nun tot. Auch habe ich in all den vielen Jahren, die ich in dieser Gegend verlebte, keine Seele kennen gelernt, der ich mich hätte anvertrauen mögen, außer etwa Ihrer Mutter, und die ist nun auch dahin. Doch wenn Ihnen, ihrem Sohne, daran liegt, die Geschichte einer unglücklichen Verbannten und Verstoßenen kennen zu lernen, so will ich versuchen, sie Ihnen der Wahrheit gemäß zu erzählen."

Wir lassen uns auf einer schattigen Moosbank nieder und mit müder, melancholisch eintöniger Stimme beginnt die Greisin zu erzählen. Oftmals mitten in der Rede verstummen ihre Lippen, als habe sie vergessen, daß ihr jemand zuhöre und ihre Augen schweifen eine Weile traumverloren in die weite, blaue Ferne, ehe sie weiterfährt. Es ist eine wehmütige, kleine Geschichte, und im folgenden will ich versuchen, sie in ordentlichen Zusammenhang zu bringen.

Vor ungefähr siebzig Jahren noch war der Müller Amweg der reichste und angesehenste Mann rings in der Gegend. Er hatte zwei Töchter und einen einzigen Sohn namens Rudolf. Dieser hielt sich damals in einer deutschen Universitätsstadt auf, als flotter Student voll übersprudelnder Lebens- und Abenteuerlust. Der begüterte und etwas eitle Vater setzte seinen Stolz darein, für seinen Liebling etwas darauf gehen zu lassen und versorgte ihn darum stets mit reichlichen Geldmitteln. Da wollte es das Unglück, daß Rudolf einen Studiengenossen, ein hochnäsiges adeliges Herrchen, im Duell tötete. Infolge dessen sah er sich zu schleuniger Flucht gezwungen. Es war damals gerade die Zeit, da Griechenland die verzweifeltsten Anstrengungen machte, das allzulange getragene türkische Joch abzuwerfen, und wo so mancher deutsche Schwärmer dem Vaterland Valet sagte, um voll Begeisterung den Enkeln des Leonidas in ihrem Ringen auf Leben und Tod beizuspringen. Diesen Philhellenen schloß sich auch Rudolf an, bot sich ihm doch damit die erwünschte Gelegenheit, die That, die ihm immerhin das Gewissen belastete, gewissermaßen zu sühnen, indem er Leib und Leben für eine große, edle Sache einsetzte.

Mehrere Jahre wurde Rudolf vom unstäten Kriegsleben herumgeworfen und stand in manchem heißen Gefecht. Da er sich brav hielt, wurde er auch mehrfach ausgezeichnet und befördert.

Nach Beendigung des Krieges kehrte er mit seinem treuen Waffenbruder Ludovico, einem vornehmen jungen Italiener, nach Italien zurück, wo er von dessen Eltern, die ein reiches Landgut in der Nähe von Neapel bewohnten, aufs herzlichste aufgenommen wurde. Länger als eben nötig gewesen wäre, genoß Rudolf der Gastfreundschaft dieser wahrhaft vornehmen Familie und schien die Heimkehr vergessen zu haben. Doch war es keineswegs allein der lachende Himmel Italiens, noch die Anhänglichkeit an seinen Freund Ludovico, noch die Liebenswürdigkeit der Eltern, die den Kriegskameraden ihres Sohnes mit Wohlthaten überhäuften, was Rudolf so lange hier zurückhielt. Er war in diesem Hause einer jungen Dame begegnet, deren vollendete südländische Schönheit den jungen Schweizer vom ersten Augenblick an gefangen nahm. Das Mädchen stammte von einer durch verunglückte politische Umtriebe verarmten Seitenlinie des Hauses und war als Waise von den Eltern Ludovicos aufgenommen und erzogen worden.

Dieses liebreizende Wesen sehen und sich sterblich in dasselbe verlieben war bei Rudolf eins. Zu seiner großen Bekümmernis aber mußte er vernehmen, daß sie bereits verlobt war und zwar mit Ludovcio, seinem Freunde. Und dieser temperamentvolle, feurige Jüngling liebte Margherita mit aller Kraft, deren sein leidenschaftliches Herz fähig war. Auch das Mädchen zeigte, wie für die Pflegeeltern, so auch für den Vetter zärtliche Anhänglichkeit und hätte sich bisher kein besseres Los gewünscht, als dereinst seine Gattin zu werden. Aber nun mußte sie bald die Entdeckung machen, daß sie sich für den fremden blonden Kriegshelden weit mehr interessiere, als für ihren Verlobten, mit dem sie aufgewachsen und an den sie doch eigentlich mit mehr nur schwesterlicher Zärtlichkeit sich gebunden fühlte. Redlich kämpften wohl beide, Margherita wie Rudolf mit der aufkeimenden Neigung. Doch die Leidenschaft war stärker als sie. Bald war es ein herzliches Wort, dessen tiefere Bedeutung außer den Beteiligten niemand ahnte, bald ein inniger Blick, ein verwirrtes Schweigen, ein verlegenes Erröten, womit immer wieder eins dem andern seine heißen Gefühle verriet.

Allabendlich, wenn Rudolf allein auf seinem Zimmer auf und nieder wandelte, machte er sich selber die bittersten Vorwürfe, schalt sich einen nichtswürdigen Schleicher, einen schurkischen Verräter an seinem Freunde, und faßte jedesmal die ernstesten, heiligsten Entschlüsse, sich endlich aus diesem unrühmlichen Verhältnis loszureißen. Arglos und vertrauend, wie Ludovico war, dachte er nicht an die Möglichkeit einer Nebenbuhlerschaft von Seite des Freundes. Ja er war es, der Rudolfs Entschlüsse immer wieder zum Wanken brachte und ihn je nnd je überreden konnte, die Abreise aufzuschieben.

Indessen wurde es immer schwerer, die sehnsüchtige brennende Liebe zurückzudämmen und zu verbergen. Es kam endlich zu einer Erklärung zwischen Rudolf und Margherita und in überschwänglichem, aufjauchzendem Liebesrausch flogen die zwei leidenschaftlichen, heißen Herzen sich entgegen in leichtsinnigem Vergessen der drohenden Gefahr. Man schwur sich ewige Liebe, küßte und umarmte sich in unbewachten Momenten. Rudolf dachte an keine Abreise mehr. Wohl sahen beide ein, daß die Sache ein schlimmes Ende nehmen mußte; doch konnten sie um alles in der Welt nicht mehr von einander lassen, mochte kommen, was da wollte. Sorglos gaben sie sich dem vollen Genusse des Augenblicks hin.

Eine Entdeckung konnte auf die Dauer nicht ausbleiben und die Katastrophe brach endlich herein. Unbändig, maßlos war der Zorn Ludovicos, furchtbar die Entrüstung seiner Eltern, als die wahre Lage der Dinge aufgedeckt wurde. Ein Zweikampf mußte über das Geschick der beiden Nebenbuhler entscheiden. Und wieder fügte es sich, daß Rudolf seinen Gegner tötete, während er selbst mit einer, wenn auch schweren Wunde davon kam.

Natürlich wurde Margherita von ihrer tödlich gekränkten Familie alsbald als eine Verworfene ausgestoßen. Ihre nächste Sorge war es, den Geliebten zu pflegen, der bei einem Pächter in der Umgegend untergebracht worden war. Eines Tages, als Rudolf genesen war, nahm er die Geliebte in seine Arme: „Margherita", sprach er, „trockne deine Thränen. Was geschehen ist, läßt sich nimmer mehr ändern. Aber wir lieben uns ja, drum laß uns vorwärts schauen. Komme mit mir in meine Heimat. Daheim in der Schweiz kannst du zwar keine Marchesa sein, dafür aber eine reiche Müllerin, und das will bei uns ungefähr gleichviel heißen."

Nachdem Rudolf schon Jahre lang keine Nachricht mehr in die Heimat gesandt, schrieb er nun einen ausführlichen Brief an seine Eltern, in welchem er sie auf seine und Margheritas Ankunft vorbereitete und reiste, ohne erst eine Antwort abzuwarten, mit ihr nach der Heimat ab.

Aber ein gar schlimmer Empfang wurde ihnen zu teil. Rudolf, der all die Jahre her ohne Nachricht von Hause geblieben war, wußte nicht, daß seine Eltern indessen gestorben waren. Es war ein unerwarteter, schwerer Schlag für ihn, zu hören, daß sie aus Gram um den verlorenen Sohn mit Leid hinuntergefahren zur Gruft. Die Schwestern hatten sich verheiratet und die Schwäger sich in das Erbe geteilt, nachdem sie den Verschollenen von Amtes wegen hatten für tot erklären lassen. Als Rudolf in seinem Vaterhause vorsprach, gab man ihm ziemlich kühlen Bescheid und bezeichnete namentlich seine geliebte Margherita mit den demütigendsten Ausdrücken. Als er sich mit Entrüstung dagegen auflehnte, wies man ihm kurzer Hand die Thür. So befand sich Rudolf mit seinem jungen Weibe in der allerfatalsten Lage. Von der Verwandtschaft zurückgewiesen, von den Bekanntschaften als ein Abenteurer zweifelhafter Qualität mit scheelen Augen angesehen, fast von allen Geldmitteln entblößt, mußte er mit seiner an jeglichen Komfort

von Jugend auf gewöhnten Margherita in einem ärmlichen Berghäuschen Unterkunft suchen. So wie die Dinge standen, sah er sich genötigt, einen Prozeß anzustrengen, um zu seinem Erbe zu gelangen. Der Ausgang eines solchen war keineswegs mit Bestimmtheit vorauszusehen. Die Schwägerschaft behauptete, die Erbschaft sei von ferne nicht so bedeutend gewesen, wie Rudolf anzunehmen scheine, übrigens hätte dieser während seiner Studienzeit den ihm zukommenden Erbteil bereits reichlich vorausgenommen. Jedenfalls mußte bei den damaligen Rechtszuständen der Handel ein äußerst langwieriger werden, zumal da Rudolf nicht über das nötige Geld verfügte, um dem Rechte einen Weg zu bahnen.

Vorderhand mußte der einstige flotte Student und schneidige Soldat sich zur niedrigsten Handarbeit bequemen, um sich und sein Weib zu ernähren. In dieser Zeit bewährte sich Margheritas treue, starke Liebe aufs schönste. Nie murrte sie wider ihr Geschick, noch kam ein Laut der Klage über ihre Lippen. Im Gegenteil war stets sie es, die mit liebreichen, tröstenden Worten den Verzagten aufrichtete, wenn er abends müde und niedergeschlagen zu ihr zurückkehrte oder wenn die schnöde Klatschsucht böser Zungen und die Schadenfreude der Menschen seine Gefühle verletzt hatten.

So lebten sie nahezu ein Jahr lang still für sich selber in wehmütiger Beschränkung, doch nicht ganz glücklos. Da fing Rudolf an zu kränkeln. War's der rasche Klimawechsel, waren es die erduldeten Entbehrungen, war's der Gram über sein herbes Geschick oder die Folge seiner Verwundung beim letzten Duell, wer könnte es sagen? Kurz, Margherita sah mit stummer Angst den teuren Mann dahinsiechen, unaufhaltsam dem Tode entgegen. Mit rührender, unermüdlicher Sorgfalt pflegte sie den Kranken. Um ihm Arznei und stärkende Mittel verschaffen zu können, gab sie die letzte Gabe, die Kleider vom Leibe hin, legte sie sich selber die härtesten Entbehrungen auf; und, was sie am schwersten ankam, um seinetwillen verschmähte sie selbst die Almosen nicht, die ihr Rudolfs Verwandtschaft spärlich genug hinwarf. Aber vergeblich war ihre Aufopferung, umsonst ihr heißes, verzweifeltes Flehen zur Gottesmutter. Unbarmherzig kam der kalte Tod und riß ihr das Liebste aus den Armen.

Kurz nach Rudolfs Tode kam Margherita mit einem Mädchen nieder. Die alte, schwerhörige Frau, in deren Hütte sie wohnte, war ihr einziger Beistand in dieser schweren Stunde. Das Kind, ein erbärmlich winziges, schwächliches Geschöpfchen, lebte nur wenige Stunden. Somit war dem armen Weibe auch der letzte Trost geraubt. Wäre ihr ein Kind vergönnt gewesen, sie würde es geliebt haben mit ihrer ganzen reichen, heißen Liebe; sie hätte es erziehen können in ihrer Sprache und ihrem Glauben. Und nun stand sie so schrecklich vereinsamt und verloren unter fremden, kalten Menschen, die anders sprachen, anders dachten, anders beteten als sie. Ihre letzte, einzige Hoffnung war die Erlösung durch den Tod, aber auch diese täuschte. So grausam er ihr alles, was ihr teuer geraubt, so grausam ließ er sie selbst zurück in gräßlicher Einsamkeit. Viele Tage lang schwebte Margherita nach ihrer schweren Niederkunft zwischen Leben und Tod, doch behielt ihre gesunde Natur die Oberhand und sie genas.

* * *

Die robusten Dorfleute verstanden nicht das Elend und das tiefe Leid, das da so scheu und müde unter ihnen einherwandelte wie ein Schatten, und die Kinder liefen davon, wo sie sich zeigte, die fremde, schwarze Gestalt mit dem todesblassen Antlitz und den großen tieftraurigen Augen, die noch niemals gelacht zu haben schienen. Ebensowenig konnten die Alten ein mitfühlendes Zutrauen fassen zu der Unglücklichen, sie war ihnen zu fremdartig, zu vornehm, dazu katholisch und verstand nur wenig von der einheimischen Sprache. Außerdem wurde ihre Ehe mit Rudolf, obwohl sie sich in Italien den dortigen Gesetzen gemäß hatten trauen lassen, im Dorfe nicht als rechtmäßig anerkannt und die ehrbaren Leute entsetzten sich weidlich ob solchem Aergernis. Kurz, die arme Margherita lebte unter den Menschen dieser Gegend geächtet und verhöhnt, wie die Eule unter den übrigen Vögeln. Ja selbst ihre außergewöhnliche Schönheit ward ihr zum Fluch; denn so verachtet sie auch war, fehlte es doch nicht an erbärmlichen Wichten, die sich entblödeten, ihrer Ehre nachzustellen.

Wohl dachte Margherita auch zuweilen daran, in ihr fernes Vaterland zurückzukehren, und weniger war es die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens bei ihrer gänzlichen Armut, als die Scheu vor ihren dortigen Verwandten, was sie zurückhielt. Auch wäre es ihr schwer geworden, sich von dem Ort zu trennen, wo ihre Lieben begraben lagen.

Ihre einzige Gesellschaft war von nun an die alte Sus, deren Wohnung sie teilte. Mit dieser ging sie täglich in den Wald und half ihr Kräuter sammeln und Wurzeln graben.

Als Sus starb und Margherita aus dem Häuschen, ihrer letzten Zuflucht, vertrieben werden sollte, da stieg sie eines Tages hinauf auf den jähen Felsen der Teufelskanzel und that einen langen, sehnsüchtigen Blick südwärts nach den blauen Bergen, hinter denen das schöne Italien liegt. Dann schaute sie hinab in den tiefen Abgrund zu ihren Füßen, breitete die Arme aus, neigte sich weit vor, sah sich noch einmal um und erblickte das hohe Kruzifix mit dem Bilde des Heilandes, der ihr ernst mahnend zu winken schien. Dann warf sie sich vor ihm nieder und schrie aus tiefer Not auf zu ihm und seiner schmerzensreichen Mutter. Und er erhörte sie, und die huldreiche Gottesmutter goß ihr milden Balsam ins wunde Herz, und als die Sonne im Westen sank, da erhob sich das Weib, nahm ihr Kreuz auf sich und hat es von da an getragen, viele, viele Tage, bis in ihr graues Alter. Und wenn es ihr je einmal zu schwer werden wollte, so stieg sie wieder hinauf zum Kreuz auf der Teufelskanzel, legte ihre Bürde zu Füßen des Erlösers nieder und ruhte ein Stündchen aus. Sommer und Winter kamen und gingen, sie hat sie nicht gezählt, doch war's eine lange, lange Reihe, das wußte sie. Das Wenige aber, was sie zum Leben bedurfte, erwarb sie durch Sammeln von Kräutern und Wurzeln, die sie als Arzneimittel für Menschen und Vieh an Landleute verkaufte oder in Apotheken lieferte.

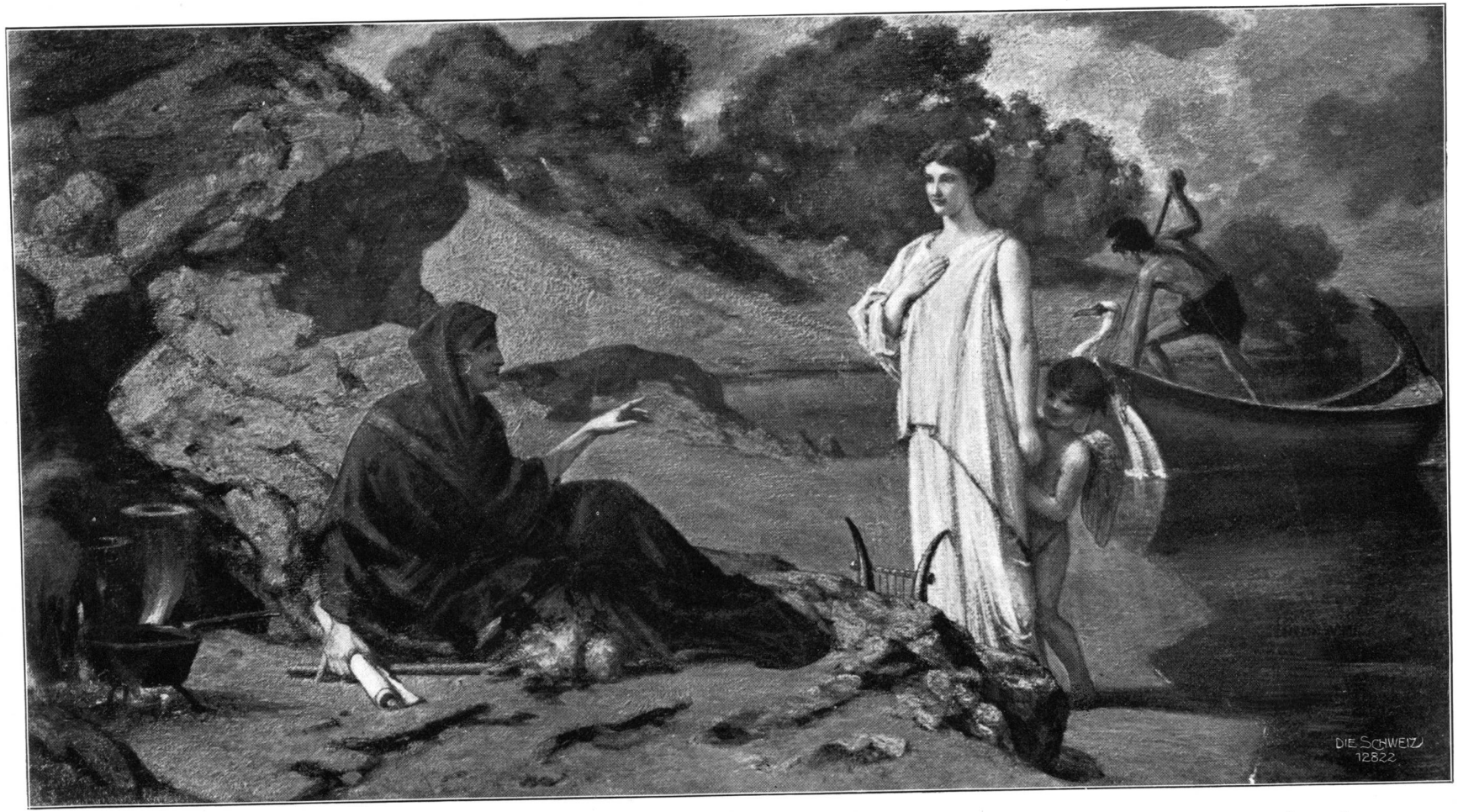
* * *

Das ungefähr ist der Inhalt dessen, was mir Margherita, die Kräuterfrau, über ihre Lebensschicksale mitgeteilt hat, als ich sie auf der Teufelskanzel traf. Nun wurde mir auch mancher Zug ihres Wesens klar, der mir bisher rätselhaft erschienen. Unter dem niedern Landvolk begegnet man nicht gar selten einem jener vereinsamten, sibyllenhaften Wesen, die verbittert, mit aller Welt zerfallen, ihre trüben Tage kümmerlich dahin leben. Von diesen jedoch unterschied sich Margherita sehr zu ihrem Vorteil schon durch die Reinlichkeit und Anständigkeit ihrer äußeren Erscheinung. Auch besaß sie bei all ihrer Schwermut und Menschenscheu nichts von der Verbissenheit und Boshaftigkeit jener bedauernswerten Geschöpfe. Vielmehr lag in ihrem ganzen Gebaren ein gewisser, natürlicher Anstand und eine edle Bescheidenheit, die davon zeugten, daß die Kräuterfrau schon bessere Tage gesehen. Zwar hatten Alter und Entbehrungen fast jede Spur einstiger Schönheit aus ihren Zügen getilgt; dennoch waren diese nicht häßlich zu nennen und die tiefdunklen Augen, die ihren Glanz immer noch nicht ganz verloren hatten, leuchteten aus dem gebräunten, verwitterten Antlitz wie zwei milde Sterne.

Ehe wir uns trennten, sprach ich der Alten gegenüber die Hoffnung aus, sie übers Jahr wieder zu treffen, wenn ich abermals in diese Gegend käme. Da erwiderte sie mit trübem Lächeln: „Ich kann nichts versprechen, lieber Herr. Will's Gott, muß ich mein Kreuz nicht mehr so lange tragen."

Nach einem herzlichen Abschied von ihr wanderte ich nachdenklich dem Dorfe zu, wo ich bei Verwandten meinen Ferienaufenthalt genommen hatte. Schon lag dasselbe im Abendschatten zu meinen Füßen, während eben noch die letzten Strahlen der sinkenden Sonne das hohe Steinkreuz auf der Teufelskanzel verklärten, daß es weithin durchs Land leuchtete.

Der Wunsch der Alten ist bald in Erfüllung gegangen. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Schon seit manchem Jahr genießt sie der langersehnten Ruhe auf dem stillen Friedhof meines Heimatdorfes.



Die Insel der Wahrsagerin.

Gemälde von Ernst Stückelberg, Basel (1900).

Phot. Hoeflinger, Basel.